„Wehe den Gerechten"

Hoffnungslos und erbittert angesichts von Krieg, Terror und antijüdischem Ressentiment, finde ich in Paris Beistand bei Leuten, mit denen ich bisher wenig teilte

Danny Leder

Meine Mutter war eine Art Kampfmaschine. Sie hatte ein feines Gespür für die Schwächen ihrer Mitmenschen, egal ob sie nun zu ihrer engsten familiären Umgebung oder zu sonstigen Kreisen gehörten. So konnte sie verbale und manchmal auch darüber hinaus gehende Tiefschläge zielsicher austeilen. Ich wurde davon nicht verschont. Sie konnte mich noch bis knapp vor ihrem Ableben 2017 in einem Seniorenheim auf der Wieden aus der Fassung bringen.

Weil ich aber doch mit meinen inzwischen 71 Jahren und in ihrer Abwesenheit etwas Gelassenheit erlangt habe, überwiegt nunmehr mein Verständnis für ihre Aggressivität. Meine Mutter hatte diesen Charakterzug als eine angemessene Antwort auf ihre Herabsetzung als Frau und auf ihre Verfolgung als Jüdin perfektioniert. Ihr Vorbild dabei war ihre Mutter gewesen, also meine Großmutter, die ihr eingebläut hatte, dass Männer meistens überhebliche und gleichzeitig wankelmütige Versager wären, und meine Mutter hatte die Lektion über die Maßen gelernt. Tatsächlich kamen der Entschluss zur rechtzeitigen Flucht aus dem Nazi-Reich und die weiteren rettenden Schritte ihrer Familie immerzu auf Initiative dieser Großmutter zustande.

Warum ich das hier erzähle? In ihren letzten Jahren löcherte mich meine Mutter mit einem Stehsatz, den sie von ihrer Mutter mit auf den Weg bekommen hatte, und den ich gewöhnlich abtat. „Wehe dem Gerechten."

Heute verstehe ich diesen Satz nur zu gut. Der – zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Artikels – gedrosselte, aber nicht beendete grauenhafte Eindämmungsfeldzug Israels in Gaza in der Folge des Hamas-Angriffs vom 7. Oktober, die präventiven Vorstöße im Libanon und Syrien sowie das quasi tägliche Sterben in den immer heftiger von Israels Regierung bedrängten Wohnstätten der Palästinenser im Westjordanland, die Wiederaufrüstung des Irans und des Huthi-Regimes im Jemen, das Ausgeliefertsein Israels gegenüber einem Trump und die Folgen des Kriegs in Gaza für jüdische Menschen weltweit – all dies hat die Beschwörung allumfassender Gerechtigkeit als Leitfaden meines politischen Engagements einer gewissen Lächerlichkeit preisgegeben.

Verlorene Illusionen

Dabei habe ich diesbezüglich schon lange keine Illusionen mehr gehegt. Vor 23 Jahren legte ich im *Jüdischen Echo* dar, weshalb ich an einen dauerhaften Ausgleich zwischen Israelis und Palästinensern und einen zivilgesellschaftlich verankerten Frieden im regionalen Maßstab nicht zu glauben vermochte.[1] Abermals zwanzig Jahre zuvor hatte ich noch die Erklärung einer Gruppe von jungen Wiener Juden mitinitiiert, die sich gegen den damaligen Einmarsch israelischer Truppen in den Libanon (1982) richtete und auf Medien-Echo in Österreich stieß.[2] Heute betrachte ich meine damalige Haltung als einigermaßen überheblich und unsere Erklärungen fernab des Kriegsschauplatzes als eher bedeutungslos.

Allerdings fallen die gegenwärtigen Erschütterungen der Öffentlichkeit in Europa und den USA sehr wohl ins Gewicht. Der weltweite Stimmungsumschwung gegen Israel, der auch einen beträchtlichen Teil der Juden in den USA (der größten jüdischen Bevölkerung außerhalb Israels) erfasst hat, kann politisch nicht folgenlos bleiben. Vor allem, wenn sich die israelische Regierung tatsächlich anschicken sollte, eine Vertreibung von zwei Millionen Palästinensern aus Gaza in die Wege zu leiten.

Ich habe Verständnis für die Bemühungen, Israels bisher am weitesten rechts stehende Regierung durch echten Druck seiner Partner zum Einlenken zu zwingen. Eine solche Einflussnahme von außen wird beispielsweise auch von Israels Ex-Premier Ehud Olmert befürwortet.

Aber ich kann mir wiederum kaum vorstellen, die militärische Unterstützung Israels deutlich zu beschränken, ohne dass dies den Fortbestand des jüdischen Staats gefährden würde. War doch nach dem Angriff des 7. Oktober ein massiver israelischer Gegenschlag unvermeidlich. Andernfalls wäre der Bestand Israels als Staatsgebilde, das seiner jüdischen Bevölkerung eine halbwegs glaubwürdige Überlebensperspektive bietet, nicht mehr gewährleistet. Selbstverständlich kommt man nicht umhin, die Dauer dieser Kriegsführung zu hinterfragen, ebenso wie die in ihr enthaltene Dimension der vielfachen Vergeltung und die weiterführenden Pläne. Führende israelische Militärs, auch solche, die noch im akti-



Schlagabtausch auf einer Pariser Häuserfront. Im nahen Zeitungsladen wird eine jüdische Zeitung, einst prominent platziert, jetzt diskreter angeboten

DANNY LEDER

ven Dienst stehen, äußerten ja immer wieder Zweifel am Sinn dieses Kurses. Allerdings sind alle kriegsführenden Staaten der Welt vorrangig bemüht, das Leben der eigenen Soldaten zu schonen. Insbesondere ein Kleinstaat wie Israel, der nur über ein begrenztes Reservoir an Menschen im kampffähigen Alter verfügt.

Es ist deswegen verständlich, weshalb Israels operative Entscheidungsträger nicht den primären Einsatz ihrer Bodentruppen veranlassten, der immens verlustreich verlaufen wäre – und dass sie stattdessen zuvorderst ihre Luftüberlegenheit nützten, um das städtische Umfeld, in dem sich ihre Gegner verschanzt hatten, breitflächig zu zerstören.

Hinkender Vergleich mit Frankreichs Kolonialvergangenheit

Freilich: Weil ich in Frankreich ansässig bin und mir die französische Kolonialgeschichte geläufig ist, muss ich unweigerlich an ein Schema denken, das sich wiederholt. Ob in Vietnam, Madagaskar oder Algerien, in all diesen Kolonien entlud sich die Wut der unterlegenen Bevölkerung urplötzlich in Aufständen, die von Massakern an der kolonialen Zivilbevölkerung begleitet wurden. Daraufhin reagierte die militärtechnologisch weit überlegene Kolonialmacht mit einem Gegenschlag, der die Opferzahl auf Seiten der beherrschten Bevölkerung in extreme Höhen trieb. Womit sich, wie wir wissen, das Problem für die Kolonialmacht letzten Endes nicht aus der Welt schaffen ließ.

Aber Israel auf eine Stufe mit den ursprünglichen europäischen Kolonien zu stellen, greift zu kurz. Da ist zuvorderst seine Entstehungsgeschichte als Zufluchtsort für Menschen, die der Auslöschung entrinnen konnten.

Protozionistische Bestrebungen hatten zwar schon ab den 1870er-Jahren zur Errichtung eigenständiger jüdischer Ortschaften in Palästina geführt. Und in Osteuropa, dort, wo die jiddischsprachige Bevölkerung stellenweise ein relevantes demografisches Gewicht erlangt hatte und unter Ausgrenzung und Pogromen litt, entstanden politische Bewegungen, die zumindest auf eine kollektive Abwehr und national-kulturelle Eigenständigkeit der Juden zielten.

Generell aber konnten vor dem Holocaust die Menschen, die sich als Juden einstuften oder als solche eingestuft wurden, in ihrer Zerstreuung und Vielfalt kaum als Anwärter für ein souveränes National-Kollektiv in Betracht gezogen werden. Trotzdem wurden sie, unabhängig von ihrer Haltung oder ihren Taten, zu einer bedrohlichen Macht stilisiert. Und als solche allerorts zur Zielscheibe einer Vernichtungsmaschinerie, die der industriell und militärisch führende Staat Europas auf die Wege gebracht hatte.

Der Rückblick darauf ist entscheidend. Denn erst dieser Vorgang hat einen wirklich bedeutenden Teil der Verfolgten und Überlebenden in einem gemeinsamen Elan vereint, der die Vollendung des israelischen Staatsaufbaus ermöglichte – unter den widrigsten Bedingungen einer fernen Zwangsfestung. Wobei diese Staatsbildung auch dazu führte, dass Israel zur Heimstätte vieler Juden wurde, die im islamischen Raum kaum mehr bleiben konnten. Von ihnen stammt heute über die Hälfte der jüdischen Einwohner Israels ab.

»Die jüdische Bevölkerung, dieses winzige Bevölkerungssegment, leidet seit zwei Jahrzehnten an den meisten Übergriffen, die aus religiös oder rassistisch motiviertem Hass verübt werden«

Diese Vorgeschichte ist breiten Teilen der Weltöffentlichkeit immer weniger präsent und auch weniger nachvollziehbar, sofern sie es jemals war. Aber für unsereins, also für viele Personen, die in jüdischen Familien aufwuchsen, ist es unmöglich, die Abfolge dieser Ereignisse, die zur jüdischen Nationsbildung in Israel geführt haben, hintanzustellen.

Verschiebung der Bedrohungslage ab 2000

Als ich mich in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre schrittweise aus Österreich entfernte, war das, zumindest wissentlich, nicht wegen der damals noch verbreiteten und gelegentlich zu Tage tretenden Rechtfertigung der Nazi-Vergangenheit (das war noch vor dem Ausbruch der Waldheim-Affäre). Aber nachträglich empfand ich meine Übersiedelung nach Frankreich doch auch als einen Akt der mentalen Hygiene.

Dann aber, ab 2000, registrierte ich in Frankreich die wachsende islamistische Gefahr und die besondere Bedrohung der hiesigen Juden, die alle Anwürfe von Rechtsaußen in den Hintergrund rückten. Diese Verschiebung der Bedrohungslage habe ich ab diesem Zeitpunkt in deutschsprachigen Medien, darunter dem *Jüdischen Echo*, wiederholt dargelegt – aber auch von jenen Teilen der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit, die Betroffenheit zeigten, wurde sie oft nicht wirklich begriffen.[3]

Frankreich ist das europäische Land, das bisher die meisten islamistischen Anschläge und die höchsten Opferzahlen verzeichnet hat, wobei Juden von Anfang an eine vorrangige Zielscheibe darstellten. Die französischen Behörden trifft dabei keine Schuld. Polizei und Justiz ahnden antijüdische Taten im Allgemeinen schnell und mit aller gebotenen Konsequenz. Der Schutz jüdischer Einrichtungen ist optimal, in Anbetracht der dem Staat zur Verfügung stehenden Möglichkeiten.

Das ist nicht einfach, weil sich in Frankreich die zahlenstärkste jüdische Bevölkerung Europas befindet (trotz jüngerer Auswanderbewegungen noch immer schätzungs-

weise 400.000 Menschen). Obwohl es sich dabei um weniger als ein halbes Prozent der französischen Einwohner handelt, leidet dieses winzige Bevölkerungssegment seit zwei Jahrzehnten an den meisten Übergriffen, die aus religiös oder rassistisch motiviertem Hass verübt werden.

Bei den Tätern handelte es sich ausnahmslos um Personen aus islamistisch indoktrinierten Kreisen. Den Attacken ging in einigen Fällen Nachbarschaftsmobbing voraus. Das war umso eher möglich, als ein beträchtlicher und sichtbarer Anteil an Juden in Vierteln lebte, die stellenweise eine muslimische Mehrheit aufweisen. Nahbereichspeiniger wandelten sich später zu dschihadistischen Attentätern. Insgesamt wurden seit 2003 bei antijüdischen Angriffen 15 Personen umgebracht.

Gefährliche Nachbarschaft

Der Grund für diese gefährliche Nachbarschaft war die Einwanderung der Juden aus den ehemaligen französischen Kolonien im Maghreb. Familiengeschichtlich stammen rund 80 Prozent der Juden Frankreichs aus Nordafrika. Sie stehen in konstanter Verbindung mit ihren nach Israel gezogenen Verwandten. Antizionistische Historiker wollen in den Auswanderungswellen aus dem islamischen Raum nach Israel bloß das Werk israelischer Organisationen sehen. Diese spielten tatsächlich eine wichtige Rolle. Aber es gab gute Gründe, weshalb die Juden der muslimischen Welt der zionistischen Agitation Gehör schenkten. Parallel zum Ringen im Nahen Osten war es in etlichen Gebieten des islamischen Raums zu immer heftigeren Angriffen auf die jüdischen Minderheiten gekommen. Schon vor und während des Zweiten Weltkriegs erfolgte eine Symbiose zwischen antijüdischer Hetze islamischer Fundamentalisten und gleichgestimmter Einflussnahme durch den Propaganda-Apparat des Nazi-Regimes im Orient und Maghreb.

Im Maghreb wurde mit dem Ende der französischen Kolonialpräsenz die Lage der Juden immer prekärer, die meisten zogen vorsorglich weg. Um dies zu verstehen, musste ich mich nur in meiner Nachbarschaft umhören. Seit ich mich in Paris niedergelassen habe, wohne ich in den migrantisch mitgeprägten Vierteln des Nordostens der Stadt, die auch die Ansiedlungsräume der meisten jüdischen Zuwanderer waren.

Im Zeitungsladen bei mir um die Ecke beschimpfte mich einst ein Kunde, als ich das Satire-Magazin *Charlie Hebdo* kaufte. Das war noch vor dem dschihadistischen Angriff im Jänner 2015, bei dem fast die gesamte Redaktion des Magazins erschossen wurde. Parallel dazu kam es zu einer Geiselnahme in einem koscheren Lebensmittel-Geschäft, der vier Personen zum Opfer fielen. Für Gaston, so hieß der jüdische Kunde im Zeitungsladen, war *Charlie Hebdo* damals also noch irgendeine linke und damit, aus seiner Sicht, antiisraelische Zeitung (Letzteres stimmte nicht). Weil ich aber gleichzeitig das jüdische





Jüdische Feministinnen erinnern an dieser Wand an die Ermordung einer Pensionistin durch einen islamistischen Nachbarn: „22 Schädelfrakturen, alle Gesichtsknochen gebrochen, dann lebend aus dem dritten Stock geworfen"

Wochenblatt *Actualité Juive* kaufte, kam zwischen uns dann doch ein ruhigerer Dialog zustande.

Gaston stammt aus Tunesien, nunmehr pendelt er zwischen Frankreich und Israel. Als junger Mann in Tunis arbeitete er in der Schmuckwerkstatt seiner Eltern. Der Laden wurde im Zuge antijüdischer Unruhen angegriffen. Er habe damals, so behauptete er, einen bis dahin mit ihm befreundeten jungen Moslem unter den Angreifern erkannt und später schwer verprügelt. Ich weiß nicht, ob das stimmt, zuzutrauen wäre es dem jähzornigen, großgewachsenen und kräftigen Mann. Weil in Tunesien nach ihm gefahndet wurde, wandte sich seine Familie an die „Jüdische Agentur" (eine für die Auswanderung nach Israel agierende Organisation), die ihm zur Flucht verhalf.

Auch mein HNO-Arzt, klein gewachsen und äußerst zurückhaltend, stammt aus Tunis. Sein Vater versteckte sich während der antijüdischen Unruhen, die der Sechs-Tage-Krieg von 1967 in arabischen Städten auslöste, in der Großen Synagoge im Zentrum von Tunis. Der Mob stürmte hinein, und ein muslimischer Bediensteter musste auf den Koran schwören, es würden sich keine Juden mehr in dem Gebäude verstecken. Das tat der Mann und rettete dadurch den Vater meines Arztes.

Es wäre vermessen zu behaupten, dass derartige Ereignisse in Tunesien die Regel waren. In den 1960er- und 1970er-Jahren hielt der damalige Staatschef Habib Bourgiba nach Maßgabe seiner Möglichkeiten eine schützende Hand über die Juden und trat als einer der ersten arabischen Staatsmänner für einen friedlichen Ausgleich mit Israel ein.

Jüdisch-muslimisches Klein-Tunis in Paris

Während etwa die Hälfte der tunesischen Juden nach Israel auswanderte, zog die andere Hälfte nach Frankreich. In meiner Umgebung in Paris stieß ich anfänglich auf eine Art Klein-Tunis. Muslime und Juden aus dem Maghreb hatten den volkstümlichen Vierteln Belleville und Menilmontant, die sich von den Anhöhen der Stadt abschüssig Richtung Zentrum erstrecken, ihren Stempel aufgedrückt.

Die Juden aus dem Maghreb hatten die zahlreichen örtlichen Synagogen übernommen, die einst von den Juden aus Osteuropa besucht wurden. Koschere tunesische Gaststätten mit breiten Terrassen, wie sie sonst in Paris damals ungewöhnlich waren, säumten die Avenuen und boten an wärmeren Tagen ein Bild unbeschwerter mediterraner Vitalität.

Lange Zeit zählten auch Muslime zur Stammkundschaft der jüdischen Gaststätten. Als der Nahostkonflikt anschwoll, vor allem während des Sechs-Tage-Kriegs 1967, kam es zwar zu Zusammenstößen und der Errichtung gegenseitiger Barrikaden durch – damals noch – zahlenmäßig etwa ebenbürtige Gruppen junger Muslime und Juden in Belleville. Letztlich überwogen aber die Phasen des gewohnheitsmäßigen Neben- und teilweisen Miteinanders. Inzwischen hat sich so manches verändert: Die jüdische Präsenz ist radikal geschrumpft. Das Zentrum von Belleville wird heute überwiegend von Einwanderern aus China geprägt. Phasenweise wurden diese chinesischen Migranten zur Zielscheibe gewalttätiger Jugendlicher aus angrenzenden Gemeindebauten, in denen Familien aus dem Maghreb und dem subsaharischen Afrika überwiegen.

In diesen Gemeindebauten wurden zwei jüdische Pensionistinnen von Nachbarn umgebracht. Ein aus Mali stammender junger Mann drang im April 2017 – nach dem Besuch einer Fundamentalisten-Moschee – in die Wohnung der 65-jährigen Sarah Halimi ein. Er und seine Geschwister hatten die Frau bereits mehrfach als „jüdischen Teufel" beschimpft. Er schlug sie dermaßen, dass mehrere ihrer Knochen brachen, und warf sie aus dem Fenster des dritten Stocks. Ein Jahr später, im März 2018, wurde die 85-jährige behinderte Holocaust-Überlebende Mireille Knoll in ihrer Wohnung, ebenfalls in

DANNY LEDER

einem Gemeindebau, von einem jungen franko-maghrebinischen Nachbarn erstochen.

Die Lebenssphären der Einwohner dieser Gemeindebauten überschneiden sich nur selten mit denen der Zuzügler aus der (hoch-)schulisch gebildeten Mittelschicht. Letztere haben Belleville und Menilmontant in eine angesagte Gegend verwandelt, wodurch sich der Wohnraum drastisch verteuerte. Anstelle eines Großteils der einst jüdisch-tunesischen Lokale entstanden trendige Szenekneipen. Die Mischung aus Gentrifizierung und Alternativkultur begünstigte auf bezirkspolitischer Ebene eine Monopolstellung für die Linksparteien, von öko-sozial bis linksradikal.

In meiner Umgebung äußerte sich das zuletzt durch fünf breitflächige palästinensische Fahnen, die auf den Balkonen eines nahen Eckhauses gehisst wurden. Im Gegenzug wurde der Eingang des Gebäudes nachts von unbekannten Tätern mit den Farben der französischen Trikolore und Parolen beschmiert, darunter: „Islamo-Collaborateurs" und „Fuck Hamas".

Im bereits erwähnten Zeitungsladen, schräg gegenüber, wurde dieses Schattenboxen zwischen palästinensischen Fahnen und nächtlichen Schmieraktionen immer wieder aufgeregt kommentiert. So erzählte etwa ein Bewohner des palästinensisch beflaggten Gebäudes, dass seine Nachbarn, die diese Fahnen angebracht hatten, „Gauchos" (Linksradikale) seien, mit denen er nichts am Hut habe.

Populistisch, homosexuell, projüdisch

Die Zeitungsladen-Betreiber, ein französisch-englisches Homosexuellen-Paar, teilen mit dem Großteil ihrer – älteren – Kundschaft die Angst vor Jugendkriminalität, das Misstrauen gegen Islam und Migration, die Verachtung für den „viel zu liberalen" Präsidenten Emanuel Macron und die Skepsis gegenüber der EU. Der Engländer äußerte Wohlwollen für den Brexit. Die beiden fühlen sich einem Milieu zugehörig, dessen Angehörige sich selbst gelegentlich als „kleine Weiße" und „einfache Leute" definieren. Daraus leiten sie einen scharfen Gegensatz zur Kundschaft der umliegenden Cafés ab. Deren Besucher stufen sie durchwegs als besser gestellte „linke Bobos" ein, denen sie „Arroganz" unterstellen.

Solche populistischen Neigungen hinderten die Ladenbetreiber aber nicht daran, sich als Homosexuelle zu outen und – vermutlich – in Zusammenhang damit auch Sympathien für die jüdische Minderheit zu äußern. Dass sie das jüdische Wochenblatt *Actualité Juive* unübersehbar gleich neben der Kassa auflegten, brachte ihnen jede Menge Beleidigungen und Boykottdrohungen ein. Einer der beiden, so schien mir, hatte es auf solche Zwischenfälle richtiggehend abgesehen. Er erzählte mir, wie er solche Kunden genussvoll hinauskomplimentierte. Als im Verlauf des jüngsten Kriegs in Gaza die Wellen hochschlugen, versteckten die beiden das jüdische Blatt dann doch hinter der Kassa und verkauften es nur mehr auf Anfrage.

Obwohl ich das Weltbild meiner beiden Zeitungsverkäufer nicht teile, fiel es mir immer schwerer, ihren Vorurteilen zu widersprechen. Mit jedem islamistischen Anschlag und jedem antijüdischen Übergriff wuchs meine Dankbarkeit gegenüber den Ladenbetreibern, die weiterhin Sympathie für Israel äußerten.

Zur Veränderung meiner Gefühlslage passt auch ein Erlebnis, das ich kurz vor der Fertigstellung dieses Artikels hatte. Es war morgens, ich lief die Hauptstraße von Belleville bergab. Plötzlich sah ich vor mir einen jüngeren Mann in orthodox-jüdischer Kluft, der mit einer Hand einen Kinderwagen mit einem Baby festhielt und mit der anderen Hand einen antiisraelischen Aufkleber von einer Mauer abriss. Das war ungewöhnlich, weil sich erfahrungsgemäß propalästinensische Aktivisten auf der Straße im Vorteil fühlen und sich die – spärlicheren – Anhänger Israels eher bedeckt halten.
Schnellen Schritts folgte dem jungen Mann ein Passant, der etwas sagte, das ich auf Anhieb nicht verstand,

» Die jüdische Präsenz ist radikal geschrumpft. Das Zentrum von Belleville wird heute überwiegend von Einwanderern aus China geprägt «

von dem ich aber befürchtete, es wäre das Vorspiel für eine Anmache des Juden. Fehlanzeige: „Israel hat es den anderen rundherum gezeigt, nur so können wir überleben. Wie hätte man sonst auf die Verbrechen der Hamas reagieren sollen?", fragte mich dieser ältere Passant, mein Einverständnis suchend. Anschließend erzählte er mir, er sei 1961 aus Tunesien geflohen, als es zu einem blutigen Konflikt zwischen der Regierung des bereits unabhängigen Tunesien und der ehemaligen Kolonialmacht um den Fortbestand der französischen Marine-Basis in der Hafenstadt Bizerta kam.

„Meine Familie fühlte sich französisch, meine Cousins dienten in der französischen Armee, sie waren damals bei einem Gebirgsregiment in den Alpen stationiert. In Tunesien waren wir sowohl als Juden als auch als Franzosen in Gefahr." Als ich ihm sagte, ich käme aus Österreich, reagierte er blitzschnell: „Dort haben wir ja auch einiges mitgemacht. Sollen wir ewig flüchten, weil wir kein eigenes Land haben?" Als Schneider für Lederwaren war er anfangs in einem Atelier angestellt und machte sich später mit einer eigenen Werkstatt selbstständig. Ein junger Mann mit klobiger Aktentasche grüßte meinen Gesprächspartner im Vorbeigehen. „Sehen Sie, er ist Buchhalter und geht in die Arbeit. So sind unsere Kinder, sie lungern nicht auf der Straße herum oder verkaufen geschmuggelte Zigaretten." Eine Anspielung auf die vor uns liegende Kreuzung, wo neben chinesischen

Verkäuferinnen, die am Gehsteig Gemüse anbieten, und Prostituierten, die endlos im Kreis gehen, junge Männer aus dem Maghreb Zigaretten unter der Hand vertreiben. Diese sind wesentlich billiger als die hoch besteuerten Tabakwaren im legalen Handel.

Ich weiß, dass der abschätzige Vergleich, den mein Gesprächspartner anstellte, hinkt: Die oft zugedröhnten Zigarettenschmuggler, die immerzu „Boro, Boro" rufen (will heißen: „Marlboro"), sind Migranten ohne Aufenthaltsgenehmigung und Unterkunft. Die jungen Leute aus seinem Freundeskreis, die mir mein Gesprächspartner als Gegenbeispiel präsentierte, sind in Frankreich aufgewachsen und beruflich qualifiziert. Ich musste auch an eigene Verwandte denken, die sich nach dem Holocaust mit Schmuggel durchschlugen, bevor sie Fuß fassen konnten.

Aus meiner Sicht stimmt vieles nicht in den Interpretationsmustern der Menschen, die mir zurzeit so etwas wie Zuflucht bieten. Die Gespräche mit ihnen können kontroversiell verlaufen, aber sie finden in einem Rahmen statt, den man als „Safe Space" bezeichnen könnte.

In Marokko und in der Bukowina: Die Warnung der Väter

Da ist einmal in meiner Nachbarschaft ein aus Marokko stammender Lehrer, der mir durch seine vehemente Ablehnung des Islams aufgefallen war. Aus seiner Sicht wäre der extreme Islamismus vom Islam als solchen nicht zu unterscheiden. Er ist auch Anhänger der Bewegung, die für die „Befreiung" der ursprünglichen Berber-Kultur Nordafrikas von der „arabischen Vorherrschaft" eintritt.

Als wir vertrauensvoller ins Gespräch kamen, verriet er mir, dass er während seiner Kindheit in einem Dorf in Marokko von seinem Vater unter allen möglichen Vorwänden vom Koran-Unterricht ferngehalten wurde. Erst viel später, in Frankeich, erklärte ihm der Vater, die Großeltern mütterlicherseits seien Juden gewesen. Der Druck des Islams habe die jüdischen Dörfler veranlasst, ihren Glauben immer mehr zu verbergen oder in die Städte abzuwandern. Obendrein sei ein Teil seiner Vorfahren schwarzafrikanischer Herkunft, auch dies ein gesellschaftlicher Makel, der auf deren vormaligen Sklavenstatus zurückgeht.

Sein Vater hatte ihn stets zu großer Vorsicht ermahnt: Die muslimischen Nachbarn seien ihnen gegenüber nicht unfreundlich eingestellt gewesen, das könne aber urplötzlich umschlagen. Ich erzählte daraufhin von meinem Vater, der aus einem Dorf im nördlichen Teil der Bukowina stammte (vor dem Ersten Weltkrieg eines der östlichsten Kronländer der Habsburgermonarchie und in der Zwischenkriegszeit zum Staat Rumänien gehörig, allerdings im Norden mit einer ukrainischen Bevölkerungsmehrheit).

Mein Vater hatte mir im Rückblick auf seine Verfolgungserlebnisse in der Bukowina erklärt: „Du kannst den Christen nicht wirklich vertrauen. An einem Tag sind sie deine Freunde, am nächsten Tag bringen sie dich um." Nachsatz: „Aber heutzutage sind die Araber für uns gefährlicher." Als ich das meinem franko-marokkanischen Freund erzählte, brach er in Tränen aus und zitierte einen sinngemäß gleichlautenden Satz in der Berbersprache, mit dem ihn sein Vater vor der „Unberechenbarkeit der Muslime" gewarnt hatte.

Er legt auch Wert darauf, nicht mehr mit seinem ursprünglichen muslimischen Vornamen angesprochen zu werden, den er durch einen französischen Namen ersetzt hat. So einen Namenswechsel vollzog auch ein weiterer Bekannter. Ich hatte ihn in einer kommunalen Freizeiteinrichtung kennengelernt, wo er mir als besonders umsichtiger Betreuer aufgefallen war. Er stellte sich mit einem französischen Namen vor. Wenn er sprach, schwang allerdings ein nordafrikanischer Akzent mit.

» Mit jedem islamistischen Anschlag und jedem antijüdischen Übergriff wuchs meine Dankbarkeit gegenüber den Zeitungsverkäufern, die weiterhin Sympathie für Israel äußerten «

Als Kind eines franko-maghrebinischen Paars wurde er in Frankreich geboren, aber von seinem Vater in dessen nordafrikanische Heimat entführt. Dort aber entledigte sich der Vater der Fürsorge für seinen Sohn. Das Kind landete bei einer Familie auf dem Lande, die es misshandelte und zu Schwerstarbeit auf ihrem Hof zwang. In der Schule, so erzählte er, gab es hauptsächlich Glaubenssprüche von einem islamistischen Lehrer. „Ich merkte, dass er ein Heuchler war. Er verkündete Höllenqualen für Sünder. Ich sah ihn aber, wie er mit einer verheirateten Kollegin schmuste."

In späteren Jugendjahren gelang ihm die Rückkehr nach Frankreich. „Als ich nach Paris kam, war ich von der Freiheit und dem Zugang zu Kultur und Wissenschaft überwältigt." Sein Misstrauen gegenüber dem Islam hat sich im Umgang mit jungen Einwanderern aus dem Maghreb in Frankreich noch verstärkt: „Du hast ja keine Ahnung, was diese Leute sich untereinander sagen. Die sind alle voll Hass auf Frankreich und die Juden. Sie behaupten, die Erfolge des Westens gäbe es nur, weil die Europäer die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Islams gestohlen hätten. Die sind indoktriniert, da erkenne ich meine Schulzeit im Maghreb wieder."

Wie der Lehrer mit den jüdischen-marokkanischen Großeltern sympathisiert auch er mit jenem Teil der Berberbewegung, die die Selbstständigkeit Nordafrikas vom „arabischen Kolonialismus" erringen will. Dabei ist Israel für ihn Vorbild. „Die Juden", erläuterte er mir, „haben den richtigen Moment genützt, um aus dem Exil in ihre

nationale Heimstätte zurückzukehren. Für mich sind die Palästinenser die Fremd-Besetzer."

Ich erklärte ihm, weshalb ich, trotz meiner Verbundenheit mit Israel, mit diesen Ansichten nicht übereinstimme. Aber natürlich war ich gerührt, als er mir sagte, er habe nach den Massakern der Hamas am 7. Oktober alle seine ursprünglichen Internet-Kontakte zu feministischen und anderen Vereinen gekappt, die Verständnis für den Angriff der Hamas geäußert hatten.

Pausenspiel in der Grundschule: Jagt den Juden!

Etwa zur gleichen Zeit erzählte mir ein jüdischer Freund aus der Nachbarschaft, was seine kleine Enkelin erlebt hatte. Sie besucht eine Grundschule, in der Kinder aus muslimischen Familien überwiegen. Die Kinder spielen in der Pause „Jagt den Juden". Die Enkelin meines Freundes hat eine nicht jüdische brasilianische Mutter, die jüdische Herkunft des Vaters ist ein gut gehütetes Geheimnis. Dadurch kommt sie als „Brasilianerin" unbehelligt über die Runden. Aber ein als Jude identifizierter Mitschüler wurde gemobbt, bis ihn die Eltern auf Anraten des Direktors aus der Schule nahmen.

Und da ist noch die Story eines weiteren Freundes. Er ist Anhänger einer Organisation, die das Erbe der jiddisch-sozialistischen Vorkriegskultur pflegt. Mein Freund ist bei fast allen linken Demos dabei, die Rechtsregierung in Israel ist ihm ein Dorn im Auge. Der Zufall der jüdischen Vielfalt will es, dass er zwei völlig konträr eingestellte Verwandte hat. Einerseits sein Cousin, der 63-jährige Olivier Rafowicz, Oberst der israelischen Streitkräfte und als deren frankophoner Sprecher immer wieder bei französischen TV-Sendern zu Gast.

Andererseits die 30-jährige Emma Rafowicz, bis vor Kurzem Vorsitzende der Sozialistischen Jugend Frankreichs und EU-Parlamentarierin der SPF. Sie nahm an Demonstrationen gegen Israels Kriegsführung in Gaza teil und verurteilte die „von der israelischen Armee verübten Massaker".

Trotzdem wurde sie mit Beschimpfungen und Drohungen auf X und TikTok überhäuft, weil man ihr die Verwandtschaft mit Olivier Rafowicz zum Vorwurf machte. Dazu gab es auch noch Sprüche wie: „Geh zurück nach Israel" oder „Die dreckigen Juden schleichen sich überall ein". Das wäre im wahnwitzigen Getöse des Internets nicht überraschend, wenn nicht eine Recherche ergeben hätte, dass ein ansehnlicher Teil dieser Hassorgien von Anhängern des Linksaußen-Tribuns Jean-Luc Mélenchon stammte und dass diese Schmähungen in der Websphäre seiner Aktivisten weitergereicht wurden.

Emma Rafowicz erhielt daraufhin Solidaritätsbezeugungen aus allen übrigen Linksparteien, nur nicht vonseiten der Bewegung von Mélenchon. Sein engster Adlatus, Manuel Bompard, warf ihr hingegen vor, eine „Verleumdungskampagne" gegen seine Bewegung zu betreiben. Nicht gerade ermutigend, wenn man bedenkt, dass Mélenchon laut Umfragen bei Präsidentenwahlen in die Stichwahl gelangen könnte. Er wäre demnach die einzige Alternative zu Marine Le Pen oder (sollte sie wegen eines gegen sie anhängigen Gerichtsverfahrens nicht antreten können) ihrem Ersatzkandidaten, Jordan Bardella.



In Belleville (Paris) protestieren Menschen gegen die Ermordung einer Pensionistin durch einen Islamisten im Jahr 2017

Danny Leder ist Journalist und Autor, er lebt und arbeitet in Paris.

Quellennachweis

[1] *Das Jüdische Echo*, Vol. 51, 2002, Danny Leder: Österreich, Israel, Palästina – im Verhängnis konträrer Erinnerungskulturen.

[2] *Profil*, Nr. 25, 21.6.1982, Seite 16: Streitgespräch zwischen Dr. Alexander Friedmann und Danny Leder.

[3] *Das Jüdische Echo*, Vol. 50, 2001, Danny Leder: Die unheimliche Quadratur – Juden, Moslems, Resonanz des Nahostkonflikts und Jugendgewalt in Frankreich / *Kurier*, 30.11.2003, Danny Leder: Gefährliche Nähe / *Süddeutsche Zeitung*, 21.5.2004, Danny Leder: Im Stich gelassen – Der wachsende Antisemitismus in Frankreich / *Das Jüdische Echo*, Vol. 53, 2004, Dany Leder: Juden und Moslems in Frankreich – Kollision zweier Leidensgeschichten / *Das Jüdische Echo*, Vol. 55, 2006, Danny Leder: Die Gefahr aus der Vorstadt – bei Frankreichs Jugend greift altneuer Judenhass.